



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ulrich von Hutten.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

und nachgerade mit ihm verwachsenen Standesvorstellungen — ich meine nicht diejenigen, welche jeder gebildete Stand über persönliche Ehre hat, sondern die, welche sich in keinem andern Stande wiederfinden, von andern Ständen, zumal vom Kaufmannsstande, weder anerkannt noch geachtet werden — daß er dieselben vorerst und bis auf weiteres ad acta legt. Denn sie sind eine Beigabe des Offizierstandes, welche die übrigen Stände nur schwer, diejenigen aber, von denen er meist abhängig sein wird, gar nicht ertragen, und der gegenüber sie sich nur mit Mißtrauen verhalten. Im allgemeinen wird jedoch der Offizier, sobald er ohne Ansprüche als solcher auftritt, artig und vielleicht zuvorkommender als Zivilpersonen von seinen Arbeitgebern behandelt werden nach dem Grundsatz: Noblesse oblige; doch wird dies je nach den beiderseitigen Persönlichkeiten verschieden sein. (Schluß folgt.)



## Ulrich von Hutten.



Am 21. April d. J. werden es vierhundert Jahre, daß Ulrich von Hutten geboren wurde. Das deutsche Volk, welches vor wenigen Jahren den Jubeltag der hundertjährigen Wiederkehr von Luthers Geburtstag gefeiert hat, wird an diesem Tage gewiß auch seines wackern Mitstreiters gedenken, für den sich nun bald auch ein sichtbares Gedächtnismal erheben wird. Es fehlt freilich in unsern Tagen nicht an solchen, die auch diesen Mann seiner Nation zu verleiden bemüht sind, die behaupten, Huttens ganze Bedeutung habe im Zerstoren bestanden, irgend eine fruchtbare Idee habe den Mann nie bewegt. Sei er doch weiter nichts gewesen als der begabteste, aber auch der leidenschaftlichste Wortführer einer Revolutionspartei, der zur Erreichung seines nebelhaften Freiheitsphantoms alle Mittel für erlaubt gehalten habe. Gewiß, Hutten war eine Kampfnatur; er war durch und durch Polemiker, ein unermüdlicher Kämpfer im Streit, dessen Muse der sittliche Zorn war. Aber bei manchen Fehlern, die ihm mit seiner Zeit, seinem Stande und seinem Charakter anhängen, ist der beredete Ritter, den man wohl schon den ersten deutschen Journalisten genannt hat, weil er als einer der ersten die Bedeutung des gedruckten Wortes erkannt und es zur Erreichung seiner Ziele benutzt hat, doch etwas ganz andres gewesen als der ideenlose Revolutionär, zu dem ihn eine gewisse Richtung der neuern Geschichtschreibung stempeln will. Ein Blick auf sein Wirken und Streben wird dies am besten darthun.

Hutten's Leben fällt in eine schwere Zeit für die deutsche Ritterschaft. Die veränderte Art der Kriegführung mit den geschlossenen Massen des neuen Fußvolks hatte zur Folge, daß die Lehnsherren im Kriege ihre Dienste leicht missen konnten und nicht mehr auf sie und ihren guten Willen angewiesen waren. Durch den Landfrieden war ihnen aber, wenigstens grundsätzlich, für ihre eignen Zwecke das Schwert entwunden, das der Landesfürsten dagegen gestärkt worden, da außer diesen niemand im Reich, und am wenigsten der Kaiser, die Macht besaß, sich Gehorsam zu erzwingen. Ihre Einkünfte wurden schmaler, und doch wollten sie sich in ihrer Lebensweise nicht einschränken, sondern es an üppigem Aufwand den reichen Städtern, den verhassten „Pfefferfäcken“ gleichthun, deren gewinnbringende Waarenzüge der grollende Ritter von seiner oft baufälligen Burg aus langsam durchs Thal dahinziehen sah. Wollte der Adel seine kriegerische Kraft nicht in Fehden gegen seinesgleichen oder gegen Fürsten und Städte zum Schaden des gemeinen Ganzen verpuffen und bei wachsender Familie der Verarmung entgegensehen, so blieb ihm nichts andres übrig, als für seine Söhne im Dienst der Landesfürsten, denen jede Wendung der deutschen Geschichte zum Vortheil ausschlug, einflußreiche Stellungen zu suchen oder sie im geistlichen Stande zu versorgen.

Zum geistlichen Stand wurde auch Ulrich von Hutten von seinem Vater bestimmt, obwohl er der erstgeborene von sechs Geschwistern war. Mit elf Jahren kam er von der elterlichen Burg Steckelberg in die Klosterschule im nahen Fulda. Als er das Alter erreicht hatte, wo einem jungen Manne die Berufswahl in ihrer ganzen Bedeutung klar zu werden anfängt, kam er zu der Einsicht, daß im Kloster nicht der Platz sei, wo ein Talent und ein Naturell wie seines sich hätte entwickeln können. Da der Vater trotzdem darauf bestand, daß er Mönch werde, so entfloß er aus dem Kloster, ehe ihn noch ein Gelübde band, und wurde Student, in demselben Jahre, wo in Erfurt Martin Luther den entgegengesetzten Schritt that und aus einem Studenten ein Mönch wurde. Vom Vater, der über diesen eigenwilligen Schritt erzürnt war, durfte er auf keine Unterstützung hoffen; so wartete seiner das wechselvolle Leben eines armen fahrenden Studenten, das er denn auch bis zur Hefe auskosten sollte. Infolge seiner unruhigen Wanderlust und widriger Verhältnisse nahm er auf keiner Universität bleibenden Aufenthalt. Wir finden ihn in Köln, in Erfurt, in Frankfurt an der Oder und verlieren dann seine Spur auf einige Zeit vollständig, bis wir ihn in grenzenlosem Elend, auch des Nötigsten entbehrend, mit stichem Leib, an der pommerschen Küste von Haus zu Haus sich durchbetteln sehen. In Greifswald und Rostock fand er in den humanistischen Kreisen Aufnahme und Pflege und zog dann über Wittenberg nach Wien, wo er an der von Maximilian in humanistischem Sinne neu gestalteten Hochschule eine Stellung zu finden hoffte. Aber bald griff er auch hier wieder zum Wanderstabe und pilgerte in das gelobte Land des Humanismus, nach Italien.

Zunächst lebte er in Pavia seinen Studien, dann, durch die Kriegswirren vertrieben, in Bologna; zuletzt suchte er, durch die Not gezwungen, sein Brot in den Reihen des kaiserlichen Heeres.

Die Eindrücke, welche die Zustände in Italien in ihm zurückließen, veranlassen uns seine damals niedergeschriebenen Epigramme, die eben so viele scharf geschliffene Pfeile sind. Zwar bieten sie nach einer Seite hin nichts neues, indem sie nur in vollendeter Form die alten, schon dreihundert Jahre vorher in Freidanks „Bescheidenheit“ angestimmten, seit einem Jahrhundert aber immer dringender sich erhebenden Klagen über die Mißbräuche des herrschenden Systems in der Kirche wieder erschallen lassen. Dennoch tritt mit diesen Epigrammen in Hutten's Entwicklung ein neues Element auf, das dem Humanismus seinem Wesen nach fern liegen mußte, das nationale.

Nach Deutschland zurückgekehrt, bot sich ihm Aussicht, in den Dienst des jungen Kurfürsten und Erzbischofs von Mainz, des Hohenzollern Albrecht, zu kommen, als ein gemeinsames Unglück der Hutten'schen Familie eine Aussöhnung mit seinem Vater herbeiführen half. Hans von Hutten, der Sohn seines Oheims Ludwig, der ihm während seiner entbehrungsreichen Wanderjahre hin und wieder Unterstützung hatte zukommen lassen, war das Opfer einer unseligen Leidenschaft des heißblütigen Herzogs Ulrich von Württemberg geworden. Die tiefe Verstimmung des Adels gegen die aufblühende Fürstenmacht vereinigte sich nun in Hutten mit dem heftig aufwallenden Zorn als Glied der schwer beleidigten Familie und fand einen mächtigen Ausdruck in den „Reden“ gegen den Herzog, in denen Hutten's innerste Natur zum erstenmale durchbrach und über die Schranken der schulmäßigen humanistischen Rhetorik hinauszustrebte.

Das wichtigste für Hutten war im Augenblick aber die erreichte Aussöhnung mit seiner Familie. Sein Vater hielt ihn immer noch für einen Thunichtgut, der es zu nichts gebracht habe, und Hutten selbst scheint ihm einigermaßen Recht gegeben zu haben, indem er sich entschloß, mit des Vaters und des Erzbischofs von Mainz Unterstützung nunmehr alles Ernstes das Studium der Rechtswissenschaft zu betreiben, um sich für die Stellung als Rat eines Fürsten zu befähigen.

So finden wir ihn noch vor Erledigung des Streites seiner Familie mit dem Herzog wieder in Italien und zwar in Rom. Wer aber glauben wollte, daß Hutten, der Humanist, nun in den klassischen Erinnerungen der ewigen Stadt geschwelgt habe, der würde irren. Was er sieht, ist nur die tiefe Verderbnis, die in ganz Rom und vor allem am Hofe des Medizeers Leo X. herrscht, und was ihn erfüllt, ist der bittere Gedanke, daß Deutschland sich von diesen Welschen Knechten lasse, denen Maximilian I. förmlich zum Spott geworden war. Des deutschen Ritters Empörung sollte sich denn auch bald Luft machen. Bei einem Ausfluge, den er in Gesellschaft eines Freundes von Rom aus nach Viterbo machte, mußten sie anhören, wie fünf Franzosen ihren Spott

über den Kaiser ergossen. Hutten war nicht der Mann, eine Reiberei durch Nachgiebigkeit beizulegen; er trat sofort für seines Kaisers Ehre ein, und die fünfse hatten sich schwer getäuscht, wenn sie geglaubt hatten, das unscheinbare Männchen mit dem blassen Gesicht werde schon ihrer Überzahl weichen. Sein Gefährte freilich machte sich aus dem Staube, als es zu Thätlichkeiten kam, Hutten aber wehrte sich so kräftig, daß er nur eine leichte Wunde erhielt, während einer seiner Gegner auf dem Platze blieb, worauf die vier das Weite suchten.

In Rom konnte er nach diesem Vorfall nicht mehr bleiben, und so wandte er sich nach Bologna. Aber auch dort sollte für das Rechtsstudium nur wenig Zeit abfallen, da es ihm mehr Freude machte, das schon früher begonnene Studium des Griechischen wieder aufzunehmen. Von den Griechen gewann aber keiner einen solchen Einfluß auf ihn wie Lucian, dessen Dialoge ihn sofort zur Nachahmung reizten, als die für seine Anlage geeignetste Art der litterarischen Äußerung.

So blieb er auch in Italien ein „Poet.“ Unter den Humanisten genoß er eines großen Rufes, sodaß sie ihn bei seiner Rückkehr mit hohen Erwartungen begrüßten, besonders die ihm persönlich nahestehenden Glieder des Erfurter Kreises. Von diesen war während seiner Abwesenheit von Deutschland eine löstliche Mystifikation ausgegangen, die „Briefe der unberühmten Männer,“ in welcher Reuchlin's Gegner, die Dominikaner in Köln, dem Gelächter ihrer und aller Zeit preisgegeben wurden durch schonungslose Darlegung ihrer ungeistlichen Sittenlosigkeit und trägen Schlemmerei, ihrer krassen Unwissenheit und rohen Unbildung, ihres gedunsenen Eigendünkels, ihrer pfäffischen Geriebenheit. Hatte Hutten von Anfang an die Heze der Kölner gegen den hochverdienten Reuchlin nach seiner stets ganz in der Sache aufgehenden Art fast so empfunden, als ob sie ihn selber berührte, so zuckte es ihm nun doppelt in den Fingern, sich ebenfalls in dieser so glücklich erfundenen Form der Dunkelmännerbriefe zu versuchen und den Gegnern noch eins ans Bein zu geben. In der zwei Jahre nach dem ersten Teil erschienenen Fortsetzung stammt eine Reihe von Briefen sicher von Hutten; sie sind schon daran kenntlich, daß der sittliche Zorn den Verfasser immer wieder überwältigt und er es kaum über sich vermag, die verspotteten Personen und Verhältnisse rein humoristisch, d. h. nur von der Seite der Lächerlichkeit und nicht von der ihrer Verächtlichkeit, aufzufassen.

Aus dem Fachstudium war es in Italien also nichts geworden; als er 1517, 29 Jahre alt, nach Deutschland zurückkehrte, war er immer noch derselbe „Niemand,“ als welchen er sich schon zwei Jahre vorher halb scherzend, halb seufzend bezeichnet hatte. Auf der Rückreise machte er einen Halt in Augsburg, und hier sollte ihm die brotlose Kunst des Versemachens wenigstens eine ehrenvolle Auszeichnung eintragen. Der hochgebildete Patrizier Konrad Peutinger wußte den Kaiser Maximilian für den armen Ritter und Poeten zu interessieren,

und die Folge war, daß ihn der Kaiser in feierlicher Versammlung zum Dichter krönte, indem er ihm eigenhändig den von Peutingers schöner Tochter Konstanze geflochtenen Lorberkranz aufsetzte.

Größern Wert freilich als die Hutten als gekröntem Dichter nunmehr zustehenden Ehrenrechte hatte für ihn die Gewinnung einer gesicherten Lebensstellung, und eine solche fand sich für den Ritter, indem er nun endgiltig in den Dienst des kunstliebenden Erzbischofs von Mainz, seines seitherigen Gönners, trat. In dessen Gefolge kam er im Jahre darauf wieder nach Augsburg zum Reichstage. Den dort anwesenden Kardinal Cajetan beobachtete er mit Falkenaugen und hat den übermütigen Italiener später (im Dialog „Die Anschauenden“) mit spitzem Griffel verewigt; dagegen ist es beachtenswert und bezeichnend für den Humanisten, daß ihm die Bedeutung Luthers, den der Kardinal zur Unterwerfung bringen sollte und mit dem Hutten so zum zweitenmale in einer Stadt zusammen war, auch jetzt noch nicht aufging, indem er hinsichtlich des Lutherischen Streites nichts empfindet als unverhehlte Schadenfreude darüber, daß die verhassten Mönche in solchen Bänkereien sich gegenseitig selber auffressen.

Huttens Lebensverhältnisse waren noch nie so günstig gewesen wie damals und sollten es auch nie wieder werden. Sein Kurfürst stellte ihn so frei wie möglich, indem er ihn des persönlichen Hofdienstes entband, sodaß er in sorgenfreier Muße seinen litterarischen Neigungen leben konnte. Was Wunder, daß der umgetriebene Mann, den das Leben schon so hart geschüttelt hatte, nun daran dachte, seinem stillen Gelehrtenleben die Krone aufzusetzen und ein behagliches Heim zu gründen, eine Hoffnung, die sich auf dem Hintergrunde seiner unruhevollen Wanderjahre in doppelt verlockender Schönheit abheben mußte. Dieser Stimmung entsprang Huttens lebenswürdiger Dialog „Fortuna,“ der einen Blick in sein Gemütsleben zu thun gestattet. Eine gesicherte Stellung sollte ihm erlauben, ganz den geliebten Studien leben zu können; dazu wünschte er sich aber noch etwas aus dem Füllhorn der Glücksgöttin, und zwar eine wackere Hausfrau, die — setzt er der Göttin auseinander — „im Glück sich mit mir freue, im Unglück mit mir traure, in deren Busen ich alles ausschütten kann, was das Gemüt so bewegt, daß es sich nicht zurückhalten läßt, sondern Mitteilung zum Bedürfnis macht.“ Die Göttin meint, eine Frau, wie sie ihm als künftige Gattin vorschwebt, gebe es gar nicht in ihrem Füllhorn. Da wirft er selber einen Blick hinein und sieht ein Mädchen, deren ganzes Wesen voll Anmut ist, die ihm auch entgegen zu lächeln scheint, und nach der er im Eifer sofort die Hand ausstreckt. Aber das Glück läßt sich nichts entreißen: die Göttin wirft, und der Wurf bestimmt das Mädchen einem andern, einem Hofmann, mit dem, wie der bitter enttäuschte Hutten meint, sie nicht glücklich sein werde. So hofft er nicht mehr auf das Glück, sondern bittet Gott nur um Gewährung zweier Dinge, einen gesunden Geist in einem gesunden Körper.

Leider sollte auch in der Wirklichkeit sein Traum eines behaglichen Lebens

am eignen Herd sich nicht erfüllen, da das Mädchen, an das er gedacht hatte, eine Frankfurter Patriziertochter, anderweitig vermählt wurde, und selbst sein bescheidener Schlußwunsch sollte sich nur zur Hälfte erfüllen. Wurde so nichts aus dem erhofften glücklichen Familienleben, so trieben ihn bald gerade seine litterarischen Arbeiten aus dem Studirzimmer hinaus in die großen Kämpfe der Zeit, deren ganze Tragweite sich ihm jetzt erst erschloß, und Ruhe sollte ihm erst wieder winken auf einer stillen Insel fern der Heimat, im Arm des Todes.

Wie hätte auch eine Natur wie die seinige sich jetzt einspinnen können in ein friedfertiges Gelehrtenleben, dessen schönste Stunden schulmäßige Versemacherei ausgefüllt hätte, während draußen der Name Luther in ganz Deutschland tausendfach wiederhallte! Hutten begriff die Einzigkeit des großen Augenblicks, in welchen ihn das Schicksal nicht bloß gestellt hatte, um mit verschränkten Armen den sich drängenden Ereignissen gleichgiltig zuzusehen. Luthers Sache war ihm jetzt nicht mehr bloß ein müßiges Mönchsgezänk, wie es deren schon manche gegeben hatte, sondern seit 1520 war Hutten klar geworden, daß Luther der Mann sei, den großen Geisterkampf siegreich durchzuführen, zu dem schon so mancher Anlauf genommen worden war. Jetzt erst erfüllte sein ganzes Wesen das Bewußtsein des herrlichen Vorzugs, gerade in dieser Zeit geboren zu sein, denn nun war ja in ganz anderm, von Hutten nicht geahntem Sinne wahr geworden, was er zwei Jahre früher an den Nürnberger Patrizier Wilibald Pirtheimer geschrieben hatte: „Es ist eine Freude zu leben, wenn auch noch nicht sich zur Ruhe zu setzen; es blühen die Studien, die Geister regen sich.“

Durch Melanchthon trat Hutten in Verbindung mit Luther. Zwischen den Beweggründen wie zwischen den Zielen der beiden Männer besteht ein tiefgreifender Unterschied, der zu wesentlich ist, als daß er nicht von vornherein festgestellt werden mußte, obwohl er oft übersehen oder doch wenigstens nicht scharf genug festgehalten wird. Man darf die Absichten beider nicht ohne weiteres gleichstellen. Von verschiedenen Ausgangspunkten ausgehend, hat jeder von beiden sich sein Ziel in einer Hinsicht weiter und in andrer doch wieder enger gesteckt als der andre; sie haben wohl denselben Gegner, aber jeder aus einer andern Ursache und mit andrer Absicht, und so kämpfen sie mehr neben einander als mit einander. Denn so wenig der Theologe Luther mit den weitgehenden politischen Plänen des kühnen Ritters etwas zu thun hat, die er in ihrer ganzen Bedeutung gar nicht erfaßt, so wenig ist der Humanist Hutten bis zu dem hindurchgedrungen, was Luthers Seele im Innersten beschwerte, bis zu der Wurzel, aus welcher des Reformators unerschütterliche Überzeugung hervorgewachsen war. Es blieb in jedem von beiden ein dem andern sich nicht erschließender Kern, und so läßt sich Huttens und Luthers Lebensthätigkeit in ihrem gegenseitigen Verhältnis zwei sich schneidenden Kreisen vergleichen, die wohl zu einem bedeutenden Teil gemeinschaftliche Fläche bedecken, deren Mittelpunkte aber außerhalb dieses gemeinschaftlichen Teiles liegen.

Utrat Hutten ein für eine Reform des kirchlichen Systems aus nationalen Gründen, so war Luthers Vorgehen tiefer entsprungen und zielte daher auch weiter. Was diesen in den Kampf getrieben hatte, war der aus langen Seelenkämpfen entsprungene notgedrungene Protest des deutschen Gewissens gegen die Entweihung der Religion. Es war nicht bloß das Verlangen nach Abstellung dieses oder jenes schreienden Mißbrauchs, wonach seit hundert Jahren der Ruf immer lauter geworden war; Luther wollte nicht bloß eine Verbesserung der kirchlichen Form, sondern eine Erneuerung des religiösen Inhalts, eine Wiedererfassung des im Laufe der Jahrhunderte in den Formen fast verflüchtigten Kerns und Wesens des christlichen Gedankens. Drang so Hutten nicht vor bis zum springenden Punkte in Luthers Wesen, so standen anderseits diesem gerade die Bestrebungen, die Hutten das wichtigste blieben, fremdartig gegenüber. Der Ritter erstrebte eine Stärkung der kaiserlichen Macht eben im Zusammenhang und als Frucht der kirchlichen Verjüngung. Die Klöster sollten aufgehoben werden, und nicht mehr unfähige und unwürdige „Kurtisanen,“ sondern nur fromme und gelehrte Männer sollten die geistlichen Stellen erhalten, deren Zahl übrigens bedeutend vermindert werden sollte. Die geistlichen Güter und die seither dem römischen Hofe aus Deutschland zufließenden Summen sollten den Zwecken des Reiches nutzbar gemacht werden. Denn nicht Landesfürstentherrschaft sollte den Vorteil ziehen aus den bevorstehenden Änderungen, sondern das Kaisertum, das durch die flüchtig werdenden wie durch die künftig im Lande bleibenden Gelder finanziell und durch ein eben mit diesen Mitteln zu errichtendes und zu unterhaltendes Reichsheer auch militärisch selbständig gemacht werden sollte. Auf diesem Grunde beruht Huttens Zuversicht, der junge Kaiser werde sich auf gar keine andre Seite stellen können als auf die, welche durch eine zeitgemäße Umgestaltung des kirchlichen Systems eine Stärkung oder richtiger eine Wiederaufrichtung der monarchischen Einheit des Reichs allein in Aussicht stellte. Die Zeit, wo dieser Glaube noch unerschütterter war, zeigt uns denn auch Hutten auf dem Höhepunkte seiner Thätigkeit, und der Augenblick, wo dieser Glaube in die Brüche gehen mußte, bildet den tragischen Wendepunkt in seinem Leben. Da Huttens ganze Hoffnung auf den Kaiser gerichtet ist, so wird mit dem Schluß des Wormser Reichstags seinem ganzen Programm das Rückgrat ausgeschnitten, das er auf keine andre Weise zu ersetzen imstande ist, zumal da er nun fehlgreift und die Bedeutung nicht erkennt, welche das Landesfürstentum für die Sache der Reformation erhalten sollte, nachdem das Kaisertum sich ihr versagt hat. Die großartige Perspektive eines erneuerten deutschen Staates schließt sich wieder, um erst in unserm Jahrhundert sich nochmals zu öffnen. Das Ideal von Huttens Leben war zerronnen.

Auf diesem Höhepunkte seiner Thätigkeit aber stand Hutten nicht allein, sondern genöß den Schutz des Mannes, dessen Name immer zusammen mit dem

seinigen genannt werden wird. Nicht erst in jenen Tagen hat er Sickingens Bekanntschaft gemacht. Schon während des schwäbischen Bundes Feldzug gegen den Herzog Ulrich von Württemberg, im Frühjahr 1519, hatte das Lagerleben beide Männer in engere Beziehungen gebracht, nachdem sie sich kurz zuvor kennen gelernt hatten. Sickingen entstammte einer Adelsfamilie, die nicht in den finanziellen Ruin der Ritterschaft hineingezogen worden war. Durch weise Sparsamkeit hatte er seinen Besitzstand und damit seine Bedeutung stetig zu mehren gewußt. Bei seinem Thatendrange und seinem Ehrgeize dürfen wir nicht anders erwarten, als daß er nach der Sitte der Zeit von einer Fehde in die andre verwickelt wurde. Auf dem verrotteten Boden der öffentlichen Zustände im Reich mußten sich derartige Dinge von selbst ergeben; denn wo Recht durchs Reich nicht zu erlangen war, oder wenigstens keine Macht da war, welche die Durchführung eines gesetzmäßigen Urteils von einem Widerstrebenden hätte erzwingen können, da mußte eben jeder selber sehen, wie er zu seinem Rechte kam. Mit solchen Fehden, von denen manche gewiß einem verletzten Rechts- und Billigkeitsgefühl entsprangen oder von einem solchen doch mit verursacht waren, hatte er bisher seine Zeit ausgefüllt, und dabei seine rauflustigen Standesgenossen besonders in dem Punkte überragt, daß er nötigenfalls eine Kriegsmacht ins Feld stellen konnte wie kaum ein Reichsfürst seiner Tage. Eben deshalb war ihm auch aus seiner jahrelangen Fehde mit Worms trotz des Reiches Acht und Aberacht kein Unheil erwachsen, weil Maximilian I. froh war, den gefürchteten Ritter und kriegserfahrenen Söldnerführer als Stütze für seine Familienpolitik zu gewinnen, nachdem schon vorher Franz I. des streitbaren Mannes Bedeutung zu würdigen gewußt hatte.

Dies war das immerhin noch rohe Metall, das Hutten vorfand, und das er zum Werkzeug für seine kirchenpolitischen Pläne umzugießen unternahm. Sickingen war ohne gelehrte Bildung aufgewachsen, und schon hieraus ergab sich für Hutten zur Ausführung seines Vorhabens die Notwendigkeit, einen Schritt aus dem humanistischen Kreise heraus zu thun. Er mußte sich gewöhnen, seine Ansichten nicht mehr bloß lateinisch, sondern auch deutsch vorzutragen, und wir verdanken denn auch in der That diesem Umstande die erste Verdeutschung eines Huttenschen Dialogs. Bald hatte er den Freund für Luthers Sache so weit erwärmt, daß Sickingen diesem durch Hutten seine Burgen als Zufluchtsort anbieten ließ für den Fall, daß er eines Tages eines solchen bedürfe, und dieses Anerbieten eines Ritters, der es an kriegerischer Macht mit manchem Fürsten aufnehmen konnte, hat Luther ohne Zweifel einen nicht zu unterschätzenden Rückhalt gegeben.

Aber Hutten selbst sollte noch vor Luther dieses Schutzes bedürfen. Im Frühjahr 1520 schrieb er zwei lateinische Dialoge, mit denen er in Wahrheit die Würfel warf und jeden Rücktritt sich unmöglich machte, den „Vadikus oder die römische Dreieinigkeit,“ in welchem er in epigrammatisch zugespitzten Wen-

dungen, und „Die Anschauenden,“ worin er in formvollendeter klassischer Ironie seinem Nationalgefühl und seinen Anschauungen über den Ursprung der schlimmen Zustände der Zeit den schärfsten Ausdruck verlieh. Er hatte nunmehr den Boden betreten, auf dem seine Begabung sich am glänzendsten zeigen konnte, auf dem er aber siegen oder sterben mußte. Das wußte er auch. Aber er sagte sich: „Ich will lebend dem Vaterlande die Freiheit erkämpfen, wo nicht, so will ich sterben als freier Mann.“ Seine Schaffensfreudigkeit schien ohne Grenzen und seine Leistungsfähigkeit unerschöpflich. Beide zogen ihre Kraft aus der Eigenschaft seines Wesens, die er selber schön bezeichnet mit den Worten: „Was kann Hutten erfreuen, das er allein genießen und nicht sogleich allen Guten mitteilen möchte? oder was mag zur Förderung des gemeinen Nutzens in Deutschland dienlich sein, das er im Verborgenen lassen dürfte?“ Er giebt Schriften heraus, die schon ein paar Jahrhunderte alt sind und die ihm seinen Kampf nur als ein Glied einer sich fortschlingenden Kette zeigen. Er begleitet sie mit Vorreden, in denen er alle freien Deutschen auffordert, unerschrocken auszuharren, „denn durchgebrochen muß endlich werden, ja durchgebrochen! besonders mit solchen Kräften, so gutem Gewissen, so günstigen Umständen und bei einer so gerechten Sache!“

Für diese Sache zu wirken, reiste er im Sommer 1520 nach Brüssel, um Ferdinand, den Bruder des künftigen deutschen Kaisers, persönlich die Lage der Dinge in Deutschland aus einander zu setzen. Der König von Frankreich war dem Könige von Spanien unterlegen bei der Bewerbung um den erledigten Kaiserthron trotz der rührigsten Umtriebe der Kurie, die erst im letzten Augenblick angesichts der offenbaren Aussichtslosigkeit den König von Frankreich hatte fallen lassen und ihren Widerstand gegen die Erhebung des Königs von Spanien auf den deutschen Thron aufgegeben hatte. Gab diese Thatsache den Patrioten nicht eine weitere Berechtigung zu der Hoffnung, daß der junge Kaiser schon in seinem eignen Interesse sich einer reformfreundlichen Politik zuwenden würde? Allein Hutten und seine Gesinnungsgenossen, die mehr als er selber an diese Reise große Hoffnungen gesetzt hatten, sollten sich bitter getäuscht sehen. Und bei seiner Rückkehr nach Mainz mußte Hutten inne werden, daß seines Bleibens dort nicht mehr sein könne, da von Rom an den Erzbischof die Weisung gekommen war, an Hutten wegen seiner Schriften gegen das Papsttum ein Exempel aufzustellen. So mußte er denn im September 1520 eine Zuflucht suchen auf Sickingens Schloß, der Ebernburg bei Kreuznach, der nun einige Jahre hindurch in der deutschen Geschichte eine Bedeutung zukommt, die diese Stätte für immer geweiht hat. Hatten Reuchlin und dann Luther von dem ihnen von Sickingen angebotenen Schutz keinen Gebrauch gemacht, so sollte das gleiche Anerbieten nunmehr doch einen auserwählten Kreis von Männern dort zusammenführen: außer Hutten den einstigen Feldprediger Sickingens Aquila, den Weinsberger Deolampadius, den spätern Reformator von Basel, und Martin

Bußer, der sich später um die Durchführung der Reformation in Straßburg verdient gemacht und an den Vermittlungsversuchen zwischen den Oberdeutschen und den Wittenbergern in Betreff der Abendmahlslehre hervorragenden Anteil gehabt hat.

An den langen Winterabenden saßen sie dort beisammen in lebhaftester Unterhaltung. Da sprühte der kleine, schwächliche Flüchtling von innerm Feuer und suchte dem einflußreichen Burgherrn ein tieferes Verständnis für die brennenden Fragen der Zeit zu eröffnen. Unter der von kraus gelocktem Haar beschatteten breiten Stirn Sickingens aber erglühten die großen, ruhigen Augen, wenn er von dem Wittenberger Mönche hörte, dessen mutiges Auftreten allein schon den tapfern Ritter für ihn einnahm. Eine neue Welt that sich da dem wackern Haudegen auf, und obgleich seine Vorbildung über die übliche der Ritter nicht hinausging, so wußte er doch mit seinem klaren Verstande richtig zu erfassen, was ihm so feurig vorgetragen wurde. Es verging zuletzt kein Abend mehr, wo Hutten ihm nicht aus Luthers Schriften etwas vorlesen oder erklären mußte. Er lebte sich ganz ein in diesen Gedankenkreis, sodaß er zuletzt jeden Einwand selbst zu widerlegen imstande war. Hutten selbst aber entwickelte sich ebenfalls weiter und begann jetzt über ein Vorurteil seines Standes allmählich Herr zu werden, das in manchen seiner frühern Schriften grell zu Tage getreten war, den Groll des Adels gegen die Städte. Vor allem aber wandte er sich an den Kaiser in einem Schreiben, das Sickingen diesem überreichen sollte, als der Ritter im Oktober zur Krönung nach Aachen ging; dann in einem Sendschreiben an die Deutschen aller Stände, worin er darlegt, daß es sein Eintreten für die Ehre und Freiheit Deutschlands sei, weshalb er verfolgt werde, und worin er allen Deutschen zuruft: „Stehet mir bei, meine Landsleute! Lasset den nicht in Ketten legen, der eure Ketten sprengen wollte!“ Weitere Sendschreiben schickte er an den Erzbischof von Mainz und vor allem an den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, welchen er aufforderte, mannhaft einzutreten für die Sache, die sein großer Unterthan Martin Luther begonnen habe. Ihn selber werde man immer unter den Vordersten im Kampfe finden, schreibt Hutten, „ich werde frei bleiben, weil ich den Tod nicht fürchte. . . . Denn sterben kann ich, aber Knecht sein kann ich nicht.“ Auch Deutschland geknechtet sehen könne er nicht. Der Tag werde wohl noch kommen, da er aus seinem Zufluchtsort werde hervortreten und der Deutschen Trenn und Glauben also anrufen dürfen: „Ist keiner da, der um gemeiner Freiheit willen mit Hutten zu sterben wagt?“ „Das habe ich — schließt er seinen Brief an Luthers Kurfürsten — mehr der Bewegung meines Gemüths als deiner Würde gemäß freimütig geschrieben; allein ich hoffe von dir das Beste.“ (Schluß folgt.)